

Auftrag 1:

- 1. Fassen Sie den folgenden Artikel auf maximal 2 A-4-Seiten zusammen.**
- 2. Stellen Sie ihrer Klasse den Tagesablauf einer Familie in Malawie vor.**
- 3. Beschreiben Sie die Traditionen der Menschen in Malawi und stellen Sie Ihre Arbeit der Klasse vor.**

Dokument / Titel Untertitel	Seit Wochen leben wir von Wasserlilien
Quelle	© 2003 / Der Bund Verlag AG, Bern und Autoren
Autor	Frank Räther Gekürzte und bearbeitete Version von Ruedi Wälti

Seit Wochen leben wir von Wasserlilien

Malawi / An der Welternährungskonferenz, die diese Woche in Rom stattfindet, befassen sich die Experten auch mit dem südlichen Afrika: Dort bahnt sich eine Hungerkatastrophe an. Besonders schwer betroffen ist Malawi, wo ein Grossteil der Maisernte verdorrt ist. Unmittelbare Ursache der Not ist eine anhaltende Dürre. Doch die Nahrungs-mittelknappheit hat auch strukturelle Gründe.

Vier Stunden hat Fanie Ketchitambu auf den Sack Maismehl gewartet. «Man hat uns gesagt, dass heute unser Dorf dran sei», erzählt die 38-jährige Frau. «Gleich am Morgen sind wir gekommen. Denn seit Wochen schon leben wir nur von Wasserlilien», erzählt sie. Ihre Augen leuchten. «Jetzt endlich bekommen wir wieder etwas Richtiges zu essen.» Die Lieferung ist eine Spende der deutschen Diakonie für die Hungeropfer in Malawi und wird von der christlichen Organisation Card verteilt. Etwa 200 Bedürftige bekommen in diesem kleinen Dorf direkt an der Grenze zu Moçambique je einen 50-Kilo-Sack Maismehl.

Fanie meint, sie werde sich nun endlich wieder einmal satt essen. Auch ihre zehn Kinder werden sich freuen. Dann fällt ein Satz, der in Malawi immer wieder zu hören ist: «Nur Nsima ist richtiges Essen.» Nsima ist der Maisbrei, der bis zu dreimal am Tag gegessen wird - vorausgesetzt, es ist Mais vorhanden. Auf vier Fünftel der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche Malawis wird die Körnerfrucht angebaut.

Zu viel und zu wenig Regen

«Noch zu Jahresbeginn waren die Ernteaussichten sehr gut», berichtet Daniel Phiri, der zuständige Distriktverwalter von Nsanje, der der ausländischen Maisverteilung beiwohnt. Doch dann trat der Shire über die Ufer, der Fluss, der die Wassermassen aus dem Malawi-See in den Zambesi leitet. «Dem Zuviel an Regen folgte ein Zuwenig an Regen», schildert Phiri den Verlauf der Katastrophe. «Als der Mais reifte und Wasser brauchte, herrschte Trockenheit.»

Zu früh geerntet

«So haben wir den Mais eben grün gegessen», erzählt Fanie. Grün ist der Mais unreif, aber bereits geniessbar. Allerdings ist der Ertrag bei zu früher Ernte um ein Drittel niedriger. Auf die Frage, warum sie denn gleich das ganze Feld geerntet habe und nicht nur das, was sie dringend brauchte, antwortet die Frau: «Dann hätten es die Nachbarn gestohlen. Sie haben doch auch zu wenig. Also musste ich die ganze Ernte sichern.» Viel zu schnell waren die Vorräte aufgebraucht und Fanie ging wie die anderen Frauen über die nahe Grenze nach Moçambique, wo essbare Wasserlilien wachsen.

Eine dieser Frauen redet gerade auf den Distriktverwalter ein. Er solle die Grenzwächter dazu bringen, nicht jedes Mal 50 Kwacha zu verlangen, wenn die Dorffrauen nach Moçambique gingen. 50 Kwacha entsprechen einem Franken - für die Menschen hier ein halbes Vermögen. Denn kaum jemand hat Bargeld. Die Bauern leben vom Ertrag ihrer Felder, bei guter Ernte können sie einen Teil davon verkaufen und kommen so zu Geld. Doch mehr als 75 Franken im Jahr sind es selten - jetzt schon gar nicht. Davon müssen Öl, Seife, Kleidung und Schulhefte gekauft - und bei Bedarf auch Grenzübertritte bezahlt werden. «Auf der anderen Seite liegen aus dem Bürgerkrieg noch viele Minen im Boden» sagt Fanie. Dies sei der Grund, weshalb die Frauen nicht einfach im Busch die grüne Grenze überqueren.

Es reicht nicht für alle

Zwei ihrer Söhne helfen der Frau, den 50-Kilo-Sack auf dem Kopf auszubalancieren, damit sie die wertvolle Fracht nach Hause tragen kann. «Das wird eine Woche reichen», sagt Fanie Ket chitambu. Raymond Zhimsale von Card ist über diese Worte verzweifelt. «Der Mais, den wir bringen, ist als Ergänzung gedacht», sagt er. Mehr als diesen einen Sack werde Fanie nicht bekommen. Auch die anderen nicht. «Es reicht nicht für alle, also müssen wir schauen, dass möglichst viele etwas erhalten», begründet Raymond die Hilfsaktion.

Die gespendeten 800 Tonnen, die von Ende Mai bis November eintreffen, reichen nicht einmal aus, um jeder zweiten Familie in diesem Distrikt einen Sack zu geben. Raymond mahnt Fanie, sparsam mit dem Mais umzugehen: «Wasserlilien kann man weiterhin essen.» Fanie nickt. Gut, sagt sie, sie werde nur jeden zweiten oder dritten Tag Nsima zubereiten. Aber selbst dann reicht der Vorrat höchstens für einen Monat.

Einseitige Ernährung

Christa Roth von der deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) ist empört, als sie die Geschichte von Fanie hört: «Das ist überall hier in Malawi so. Die Menschen betrachten nur Mais als Nahrungsmittel.» Ihrer Ansicht nach ist dies der Hauptgrund für die Hungerkatastrophe. «Es gibt eigentlich keinen Hunger in Malawi, sondern nur eine Maisknappheit», behauptet sie. Früher hätten die Menschen Maniok, Hirse und Süsskartoffeln gegessen. Diese seien zwar nicht die ausgewogensten Nahrungsmittel, aber wenigstens dürreresistent. Der Boden hier sei fruchtbar, es lasse sich vielerlei anbauen.

Die deutsche Entwicklungshelferin hat Kurse für Hunderte von Frauen veranstaltet, welche das Erlernte dann in ihren Dörfern an andere weitergeben können. «Hier wachsen so viel Gemüse und Obst», sagt sie. «Das lässt sich alles schmackhaft zubereiten, löst die Abhängigkeit vom Mais und macht dank Vitaminen die Körper widerstandsfähiger.» Sie zeigt den Kleinbauern, wie sich Maniok besser trocknen lässt, damit es lagerfähig ist, und propagiert den Anbau von Süsskartoffeln, die auf dem Markt verkauft werden können. Ihr Credo: «Wir wollen Wissen in den Dörfern etablieren, damit es dort langfristig und ständig abrufbar ist.»

Messbare Besserung

«Anfangs war ich sehr skeptisch, was die Fremde mir in den Kochtopf steckte», gesteht Luce Ndiwo in der kleinen Siedlung Njete. «Das war alles kein Mais, also nichts Richtiges zu essen.» Doch inzwischen hat sie neben dem Haus einen kleinen Garten angelegt und zeigt stolz auf Kohl, Erbsen und Papaya-Bäume. «Als wir mit dem Projekt begannen», erzählt Frau Roth, «haben wir die Kinder messen lassen. Denn chronische Mangelernährung zeigt sich in Kleinwüchsigkeit.» Vor fünf Jahren waren in dieser Gegend 65 Prozent aller Kinder gefährlich unterernährt, jetzt sind es noch 50 Prozent.

Fruchtfolge einhalten

Um das Hungerproblem zu bekämpfen, müssten vor allem die Essgewohnheiten und die Anbaumethoden verändert werden, sagt Christa Roth. In vielen Gegenden sei mit einfachen Mitteln eine Bewässerung der in der Regel nur einen halben Hektar grossen Felder möglich. Wenn zudem eine Fruchtfolge eingehalten werde, gingen die Erträge spürbar nach oben.

Doch seit Jahrzehnten konzentrieren sich Hunderte internationaler Hilfsorganisationen in Malawi mehr auf Nothilfe als auf dauerhafte und landesweite Veränderungen. So kommt in Krisenzeiten immer wieder Mais ins Land. So auch jetzt: Mit rund 600 000 Tonnen Maisspenden sollen die Missernten ergänzt werden. «Damit gewöhnen sich die Bauern und vor allem die Regierung daran, dass ihnen am Ende geholfen wird», klagt Christa Roth.

Landrover für Minister

Wie ein Mahnmal sind vor dem Distrikthospital von Nsanje sechs fahruntüchtige Landrover aufgebockt. Die meisten von ihnen tragen Aufschriften internationaler Hilfsorganisationen. «Immer, wenn Projekte beendet werden, werden die Fahrzeuge, Einrichtungsgegenstände und Computer der Regierung geschenkt, um Verwicklungen zu vermeiden», sagt der Repräsentant einer dieser Organisationen und bittet zugleich, seinen Namen nicht zu nennen. Die Regierung nutze sie dann für ihre Minister und Beamten oder gebe sie an die Provinzen weiter. Weil für die Reparaturen das Geld fehlt, bleiben die Fahrzeuge irgendwann stehen und verrotten. Da immer wieder neue «Geschenke» hinzukommen, bereitet dies aber keine allzu grossen Probleme. «Durch unsere

eigene Schuld hat sich in Malawi, wie in andern Teilen Afrikas auch, die Mentalität herausgebildet, dass andere als sie selbst für ihre Entwicklung verantwortlich sind», meint der Repräsentant. So erklären auch jetzt Malawis Minister für Landwirtschaft und Gesundheit einhellig: «Wir hungern. Die internationale Gemeinschaft muss helfen.»

Auftrag 2:

- 1. Fassen Sie den folgenden Artikel auf einer A-4-Seite zusammen.**
- 2. Vergleichen Sie die Wasserversorgung von der Schweiz mit der in Entwicklungsländern.**
- 3. Stellen Sie Ihr Ergebnis der Klasse vor.**

Dokument / Titel	Wasser: Zu viel und zu wenig – beides ist tödlich
Untertitel	Wasserkrise in Indien
Quelle	Der Bund, 22.7.2004
Autor	Bernard Imhasly, Delhi Gekürzte und bearbeitete Version von R. Wälti

Überschwemmungen hier, Dürre dort: Im föderalistischen Indien gelingt es nicht, mit dem Wasser landesweit haushälterisch umzugehen.

Die indische Wasserkrise hat nicht nur klimatische, sondern auch politische und strukturelle Gründe.

Einmal mehr sind in den östlichen Bundesstaaten Assam und Bihar die Flüsse über die Ufer getreten, weite Landstriche stehen unter Wasser. Mehr als 400 Menschen sind seit Beginn des Monsuns durch die Niederschläge gestorben, meist weil sie mit ihren Behausungen weggeschwemmt wurden. Auch wenn die Fluten zurückgehen, wird die Zahl der Opfer weiter steigen. Denn es wird an Trinkwasser mangeln und zu Cholera- oder Typhusepidemien kommen. Im Nordwesten und im Zentrum des Landes zeichnet sich derweil die nächste Dürre ab. Der Monsun ist dort seit einem Monat überfällig, und wenn er nicht innerhalb der nächsten Woche beginnt, ist die nächste Aussaat gefährdet.

Das Paradox von zu viel und zu wenig Wasser ist auch kleinräumig zu beobachten. Cherrapunji, das Dorf im ostindischen Staat Meghalaya mit der höchsten Niederschlagsmenge des Landes, leidet unter chronischem «Wasserhunger». Denn der Regen konzentriert sich auf eine kurze Zeitspanne und es fehlt an Reservoirien, um die Plage in einen Segen zu verwandeln.

In Punjab dagegen existiert ein dichtes Netz von Kanälen und Reservoirien, die sicherstellen, dass der Bundesstaat seiner Aufgabe als Kornkammer Indiens gerecht wird. Dennoch ist es ausgerechnet dieser Staat, der den jüngsten Wasserkrieg ausgelöst hat. Denn die hier so erfolgreiche grüne Revolution hat zu einem gigantischen Wasserverbrauch geführt: Die Schmelzwasser der drei grossen Himalajaflüsse Ravi, Beas und Satlej reichen allein nicht mehr aus, um den Durst der Böden zu stillen. Wenn sich der Monsun verspätet, fällt die Ernte aus.

Punjab kündigt Wasserverträge

Nun hat der Staat die Notbremse gezogen. Ohne Konsultation mit der Zentralregierung verabschiedete das Provinzparlament letzte Woche ein Gesetz, das die langjährigen Verträge mit den Nachbarstaaten über die Zuteilung von Flusswasser einseitig kündigt. Nur das Wasserabkommen mit Pakistan bleibt in Kraft, weil es sich um einen internationalen Vertrag handelt. Schon zeichnet sich ein Dominoeffekt ab. Haryana hat erklärt, es sehe sich nun wahrscheinlich gezwungen, seine Wasserzufuhr in den Stadtstaat Delhi zu kappen.

Dies würde die Kapitale vollends in eine Wasserkrise führen. Bereits heute ist die Situation prekär. Wer die Küche einer Mittelstandswohnung betritt, sieht sich oft von Töpfen und Kesseln umgeben, die am frühen Morgen mit Wasser gefüllt werden, wenn eine halbe Stunde lang ein dünner Strahl aus dem Hahn fliesst. Reiche Haushalte lassen die runden PVC-Wasserbehälter auf den Dächern – sie sind inzwischen ein fester Bestandteil der städtischen Skyline geworden – mit Tanklastwagen füllen.

In Bangalore sind die Landwirte der Umgebung zu «Wasserbauern» geworden: statt das Land zu bewässern, verkaufen sie ihr Grundwasser an städtische Haushalte.

Durch das Anzapfen von Grundwasser wird der ständig wachsende Durst von Böden und Menschen gestillt. Doch der Wasserspezialist Tushaar Shah warnt: Indien steure dadurch direkt in eine «gewaltige Wasserkrise, welche das allgemeine Elend noch vertiefen wird.» Die Zahlen sind erschreckend: Die Zahl der Pumpen ist von 100 000 im Jahr 1960 auf heute 20 Millionen hochgeschneit. 10 Millionen sind allein seit 1990 hinzu gekommen.

Dies hat es Indien ermöglicht, zum Selbstversorger und Nahrungsmittlexporteur zu werden. Aber der ökologische Preis dafür ist hoch. In der Milchindustrie von Gujarat, so Shah, braucht es 2500 bis 3000 Liter Wasser, um einen einzigen Liter Milch zu produzieren. Die dramatische Absenkung des Wasserspiegels hat zudem zu immer häufigeren Vergiftungen des abgepumpten Wassers durch Arsen und Fluor geführt, etwa im Gangesdelta oder in Gujarat.

Zentralregierung ist machtlos

Im föderalistischen Indien gehört Wasser zum Hoheitsbereich der Gliedstaaten. Deshalb ist die Regierung in Delhi gegenüber dem Vorgehen in Punjab und Karnataka weitgehend machtlos. Doch angesichts der überregionalen Dimension der Wasserkrise wird in politischen Kreisen die Forderung immer lauter, das Wasser zu «nationalisieren»: als «Bodenschatz» klassiert, würde es der Aufsicht durch die Zentralregierung unterstellt.

Schweizer Hilfe

Auch in Bangladesh und China leiden die Menschen unter dem heftigen Monsun. In China sind über eine Million Menschen obdachlos geworden und bisher rund 100 ertrunken. In Bangladesh steht die Hälfte des Landes unter Wasser; elf Millionen Menschen sind von den Überschwemmungen betroffen, gegen hundert starben.

Die Hilfswerke Caritas Schweiz, Heks und Schweizerisches Rotes Kreuz SRK setzen insgesamt 500 000 Franken für die Überlebenshilfe in Bangladesh und Indien ein. Zudem stellt die Glückskette den Hilfswerken für Soforthilfe 100 000 Franken zur Verfügung. (sda)

Auftrag 3:

1. Fassen Sie den folgenden Artikel auf einer A-4- Seite zusammen.
2. Stellen Sie Ihre Arbeit der Klasse vor.
3. Stellen Sie die wichtigsten Gründe für das Scheitern einer guten Wasserpolitik zusammen und diskutieren Sie in Gruppen über mögliche Lösungen.

Dokument / Titel	Das Trinkwasser wird knapp
Untertitel	
Quelle	Tages-Anzeiger, 13. März 2003
Autor	Martin Läubli Gekürzte und bearbeitete Version von Ruedi Wälti

Das Trinkwasser wird knapp

Es gibt Einsichten und Ziele, doch zu mehr hat es nach über zwanzig Jahren Debatte um die weltweite Wasserkrise nicht gereicht.

Von Martin Läubli

Die Umweltaktivistin und Trägerin des alternativen Nobelpreises, Vandana Shiva, hat es am eigenen Leib zu spüren bekommen. «Ich sah, wie der letzte Fluss in meinem Tal wegen des Bergbaus versiegte. Ich sah, wie immer mehr Zisternen austrockneten, je mehr sich die Eukalyptus-Monokulturen ausbreiteten», schreibt die indische Physikerin in ihrem eben erschienenen Buch «Der Kampf um das blaue Gold». Die indische Bevölkerung hatte 1951 durchschnittlich 3450 Kubikmeter Wasser pro Kopf zur Verfügung, Ende der 90er-Jahre war es noch etwas mehr als ein Drittel, und in fünfzig Jahren, so rechnen Experten, sinken die Ressourcen auf 760 Kubikmeter. Die Menschen vieler Entwicklungsländer des asiatischen Kontinents gehen einer Wasserkrise entgegen. 36 Prozent der weltweiten Wasserressourcen müssen für mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung ausreichen.

Erster umfassender Bericht

Die Uno beschreibt in ihrem letzte Woche veröffentlichten Bericht zur Entwicklung der weltweiten Wasserreserven eine düstere Zukunft: «Mitte des Jahrhunderts werden im schlimmsten Fall sieben Milliarden Menschen in 60 Ländern und im besten Fall zwei Milliarden Menschen in 48 Ländern nur noch knappe Wasserressourcen haben.» Zum ersten Mal gibt jetzt der Report umfassend Auskunft darüber, wie es um die Wasservorkommen der Erde steht. Dafür haben 23 Uno-Organisationen zwei Jahre lang zusammengearbeitet. Das Papier soll in den nächsten Tagen Grundlage sein, wenn sich in japanischen Kyoto Tausende Diplomaten und Experten,

Umweltaktivisten und Journalisten zum dritten Weltwasserforum treffen. Die Teilnehmer sollen keine theoretischen Konzepte mehr diskutieren, verkündet das Organisationskomitee per Internet. Im Zentrum sollen vielmehr die praktischen Erfahrungen von Entwicklungsorganisationen und Wissenschaftlern stehen, wie die Menschen in sensiblen Regionen ihre Wasservorräte schonen können.

Täglich Millionen Tonnen Abwasser

Einsichten und Zielsetzungen gibt es schliesslich genügend. Die Reihe der Weltkonferenzen in den letzten 25 Jahren ist lang. Die weltweite Wasserkrise gehörte jeweils zur Rhetorik der Diplomaten. In Dublin 1992 entstanden beispielsweise Prinzipien: «Trinkwasser ist ein endliches und anfälliges Gut, für Leben, Entwicklung und Umwelt unverzichtbar», heisst es da. Am Umweltgipfel in Rio vor zehn Jahren sind Ziele für ein besseres Wassermanagement formuliert worden. Sie blieben bis heute Wünsche. Die Bilanz ist ernüchternd: «Alle Bemühungen, die Ziele zu erreichen, sind gescheitert», steht im Uno-Bericht.

Und die Situation wird sich in den nächsten Jahren weiter verschärfen: Ungefähr zwei Millionen Tonnen Abwasser, so rechnen die Verfasser der Uno-Studie, verschmutzen täglich Flüsse und Seen. Besonders betroffen sind einmal mehr die Armen: Die Hälfte der Bevölkerung in den Entwicklungsländern fasst Trinkwasser aus verschmutzten Quellen. Hinzu kommt: Mit dem Bevölkerungswachstum werden sich auch die bewässerten Ackerflächen in den Entwicklungsländern weiter ausweiten. Schon heute fliessen mehr als 70 Prozent des erneuerbaren Süsswassers aus Bewässerung-sanlagen auf die Äcker. Viele Regierungen müssten sich in den nächsten Jahren überlegen, so der Bericht, ob sie künftig noch in der Lage sind, die Bevölkerung mit Trinkwasser zu versorgen.

Wie die Wasservorräte geschont werden sollen, darüber gab es am zweiten Weltwasserforum in Den Haag vor drei Jahren unterschiedliche Ansichten. Die Nichtregierungsorganisationen warnten vor zu technokratischen Lösungen. Die Privatisierung der Wasserversorgung könne das Problem nicht lösen. Ein Erfolg zeige sich nur, wenn die lokale Bevölkerung bei Entscheiden mitreden dürfe.

Was auch immer passiert: Die Wasserkrise wird auch in Kyoto ausgerufen.